

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Jakob Frey [Schluss]
Autor: Fierz, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in Schnee die jüngste Fichtenschar — sprach Trost und Mut, und es erfüllte die Luft ein Klingen wunderbar:
„Ich kann euch keinen Frühling bringen, doch weiß ich, daß er kommen muß! Er wird die grame Schneefrau zwingen, die meine Seele hält in Banden. Wenn mich berauscht sein erster Kuß, dann wird, wer Treue hielt, belohnt . . .“
Husch! Wald und Märchenbild entschwanden, und eine Wolke schob dem Mond sich vor den lustverzogenen Mund.
Dem Knaben tat er alles kund.

* * *

Die Berge ragten kalt und schwer, der Welteneisenkrone gleich durch Morgengrau von fernher.
Da hob ein gelbes Leuchten an. Ein Licht glomm auf im Himmelreich und kündete der Sonne Bahn.
Aus Wolken ward ein goldner Krantz. Dann schossen Strahlen, Glut um Glut vom Sonnenhaupt im Feuer Blut!
Und alles rings erlag dem Glanz!

* * *

Und es begrub sein Angesicht der Knabe betend vor dem Licht. Er flehte nicht mit lautem Wort.
Er warf die Eigenliebe fort.
Er betete herab auf Erden ein ewigjunges Sonnemwerden!

* * *

Und aus den Länden wich der Frost. Die Schneefrau zog sich hoch hinein in ew'ges Eis, ließ Wintertrost im klaren Sarge schlafend sein, doch hielt die Seele ihr gesangen — fern, in dem ew'gen Winterbangen.

* * *

Der Knabe stürmte durch die Flur, die nackt und ohne Farbe, nur, vom jüngsten Sonnenvolk umschwärmt, ins Licht hinblinzte, wohl durchwärm't. Von einem Hügel strahlte klar, dort, wo der Schneefrau Eisburg war, kristallner, farbenreichster Schein.
O Wintertrost im Finkenstein!
Sie war so nah — und schlief — und schwieg —
Wann wird Erlösung dir und Sieg?

* * *

Der Knabe rief — und weckte nicht. Sein Ruf sprang durch das Sonnenlicht und lockte rings den Vogelsang:

Willkommen, blütenfrohe Lieder!
Wie? Fing im Eise sich der Klang?
Gleicht nicht die Sonne durchs Gefieder?

Straht Jubel nicht aus goldner Pracht?
Der Winter lacht! Das Leben lacht!

Und wo und was die Sonne sah — es braust ein übermächtig Ja!

Erweckt ist, was im Schatten lag, zum Glauben an den lichten Tag!

Nur Wintertrost blieb still und bleich?
Sie, die der Hoffnung Seele war,

liegt seelenlos, der Freude bar
in eisigem Sarg im Sonnenreich?

Kommt! Fauchtzt ihr zu aus kleiner Kehle und schöpft aus Biedern ihr die Seele!

Da schwoll der Sang. Da sprang das Eis.
Da ward ein Regen, sanft und leis.

Da trank sie lichten, roten Quell!

Sie breitete die Arme. Schnell umschlangen sie den Knaben da, und ihre Lippen fanden sich.

Es ging ein Rauschen fern und nah.

Ein Grünen, Blühen wunderlich.

Und Wintertrost an seiner Hand den Frühling fand, den Frühling fand!

* * *
Die bunte Welt als Hochzeitslied sich Blütenlockensang beschied.

Die Sonne sang die Knospen wach.

Die Vögel trillerten den Dank.

Die Wellen tanzten durch den Bach.

Die Jugend jauchzte, stark und schlauk.

Der Frühling hielt mit Harfenschall, mit Sang und Jubelwiederhall

den Einzug durch die Lände hin.

Zur Seite seine Königin!

Es streuten Farben ihre Hände,

ihre Lächeln Freuden ohne Ende!

Und war verrauscht des Tages Tanz, so schritten sie bei Mondenglanz,

der ihrer Hochzeit Hüter war —

des Glückes wunderselig Paar!

Der Frühling schlief in Mondeschein,

im Arm den Liebling und den Traum —

Es war einmal — Und Traum — und Schaum —

Und sollte nur ein Märchen sein?

(Fortsetzung folgt).

Jakob Frey.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Man wird es kaum auf den ersten Blick erkennen, wieviel Kunst sich in der Erzählung „Im Lande der Freiheit“ betätigt. Durch eine innige Ergriffenheit darüber belehrt, wird man sie eher rückwärts sehend einschätzen lernen. Und da wird man dann bemerken, wie edel und sicher gestaltet, immer im Einklang mit liniereinen, symbolisch leuchtenden oder dunkelnden Wald- und Strombildern, die Helden sind, wie rührend schön sie den schweizerischen Typus zur Erscheinung bringen. Ihr treueriger Glaube ist fast nicht zu zerstören, den Schmelz ihres Gemütes hat keine Röthe des Lebens oder der Menschheit zu trüben vermocht (Agethli), ihre Besonnenheit hält stand bis in die Tiefen der Drangsal hinein. Wie doch schließlich des manhaftesten, gutwilligen Hansli die Verzweiflung sich bemächtigt, wie der ehrliche Grimm durchbricht, wie der öde, unter Schneelasten versinkende Wald des Mannes müde Schritte aufnimmt, ist mit den einfachsten Mitteln ergreifend und meisterhaft dargestellt.

Zum wallenden Kornfeld gehören Sali und Brenchen. Sehen wir aber von stiller Halde in einen herbstlich verglühenden Schein, so wandeln uns dort bei den Weiden am Ufer Hansli und Agethli, ihre jungen Geschwister. Ein letztes Vogellsied, ein müdes Geläute aus fernen Dörfern verklängt

hinter ihnen, enterbten Kindern der Scholle, von der sie ein armes Dach nur schüchtern begehrten.

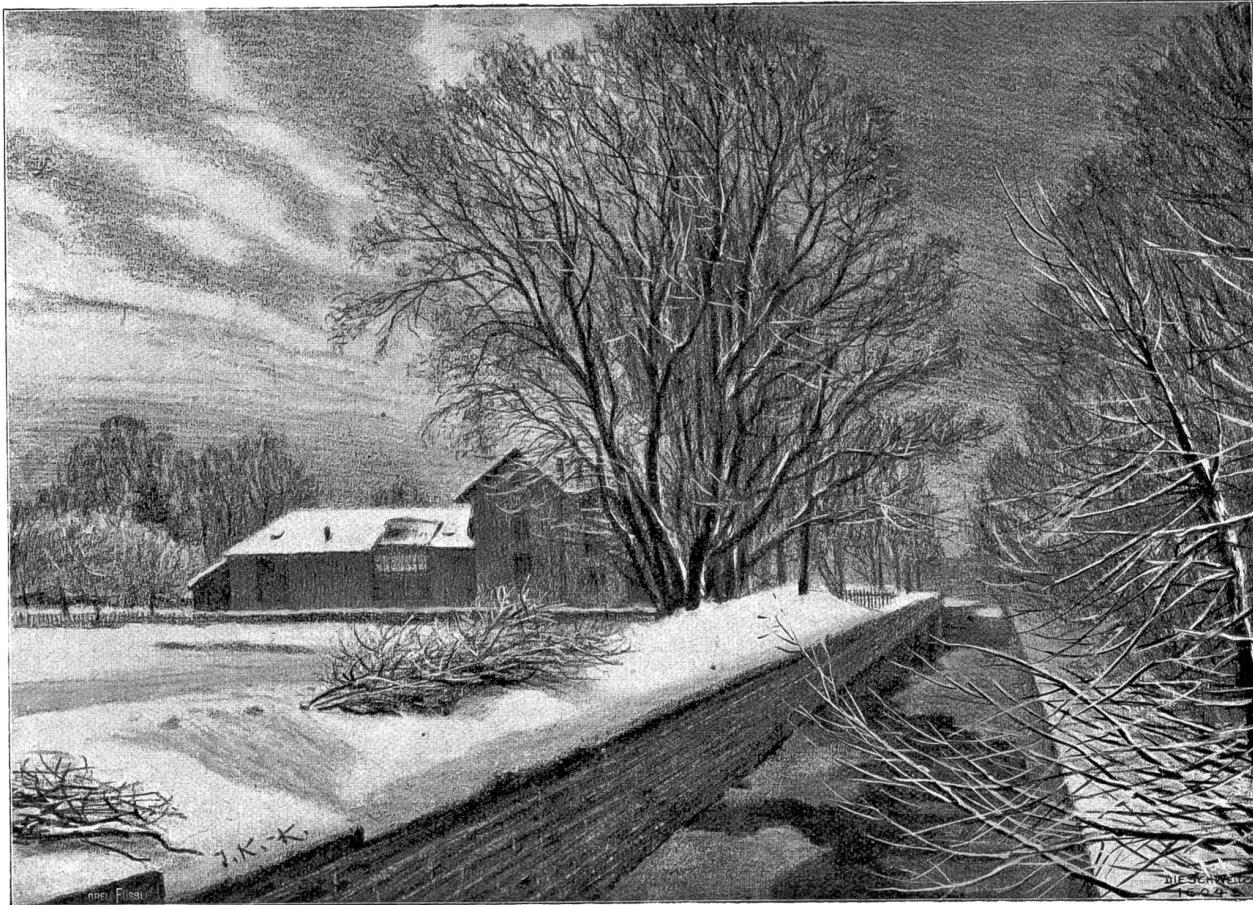
Die Meisternovellen Freys haben also keinen historischen Hintergrund, ein Beweis, daß des Dichters Bilder aus dem Volksleben nach Stimmung und Lebensgehalt sehr wohl ohne einen solchen auskommen könnten.

Anderseits war er aber in den Zeitpunkten seiner Novellen fast immer vorhanden, und seine Bewertung entsprach in hohem Grade Freys sozialpädagogischen Neigungen. Wir empfinden ihn darum in seiner Dichtung doch wieder als absolut zugehörig, und er hat sich in unserer Vorstellung längst mit ihr verbunden.

Wir denken an die Freysche Sommerlandschaft, und wir hören unverweilt den Klang einer Sense, die nicht allein der friebische Landmann schwingt. Zum Brunnen am Kreuzweg gehört dort der rasende Flüchtling, zur mondhaften Bergstraße die eilende Botchaft, erregte Dörfer und mache Höfe verbindend.

Tatsächlich haben die letzten vaterländischen Kriegsseiten mit Einschluß der französischen Invasion in Frey ihren klassischen Erzähler gefunden, vielmehr geboren und mit ihren noch frischen Traditionen erzogen.

Und doch sind da wieder das zeitgenössische Moment und



Rudolf Röller's Heim in der Hornau am Zürichhorn. Nach Zeichnung von Joseph Häfelin-Kämpfer, Zürich.

Freys genaue Kenntnis von Weg und Steg und Volk der aargauisch-bernischen Landesgegenden, was ja alles den Künstler mächtig unterstützte, nicht wichtiger als seine speziell ethische Richtung. Während er mit jedem Aufschwung und Freiheitsdrang jener Tage innigst sympathisierte, dabei Recht und Unrecht scharf auseinander hielt, war er zugleich der Versöhner und Begüttiger, den zu seiner Schilderung ein unglückliches Volk nötig hat.

Und er folgt nicht nur den großen Heerstraßen. So hören wir von den Leiden, welche die Einsamkeit vergrößert; unberatene Tapferkeit, nutzlos geopferte Treue erregen unser trauervolles Mitleid.

Es ist bei der Art der Freyschen Helden zu erraten, daß sie sich im Kriege bewähren. Ihre sanfte Festigkeit zu wilder Energie, ihren Mut und Freimut zu todesverachtender Größe steigernd, tauschen sie ihre junge Treuherzigkeit an die stolze, herrisch verschlossene Art, die unter unsren Vorfahren den hohen Kriegsmann kennzeichnete. Diese selben sehen wir im weißen Haar nach abendlichen Friedhöfen schreiten, unter Rosen und Epheu ein armes Jugendgrab zu suchen.

Alle jungfräuliche Blüte und Zier unseres Landes zeigt uns Frey auf den Gewittergründen seiner Not. Wahrlich, um der zärtlichen Gestalt des Roseli willen, das für Christian (im Statthalter) stirbt, und in Anbetracht so tatkräftiger warmherziger Frauen, wie die Lindenmüllerin (Zweierlei Urlunden) und die Mutter des Wachtmeisters (von Holligen), dürfen wir Jakob Frey neben Keller und Gotthelf unsern dritten Meister Frauenlob heißen.

Vollkommen hat sich seine künstlerische Kraft nie geäußert, als wo er vom Nocken und Rosmarinstock, von der Wiege ihrer Kinder weg die lieblichen beberzten Frauen in den Kampf der Zeit führt. Was haben wir da für Abstufungen und Steigerungen schweizerischen Heldentums von der unerschrockenen Geistesgegenwart, die ein Nestchen Schalkheit, etwas

herzhafte Veredsamkeit bestehen läßt, über den Märtyrersturm dulbender Güte hinweg bis zum Tod auf dem Schlachtfeld! Man denke an Anna, die im Grauholz unter den Streichen der Franzosen fällt, an Seppeli und Breneli im „Verlassenen Haus“ und im „Breitenhans“, an das Fraueli des Aarauer Thörlewirts, das seines Gatten, des „Patrioten“ würdig ist! Niemals vergessen die jungen Freyschen Heldeninnen ihre Kindespflicht. Sie pflegen ihre alten Väter mit zärtlichen gehorjamen Händen, ob sie auch durch deren politischen oder religiösen Starrstumf ihres jungen Liebesglückes beraubt worden seien. Bäuerliche Habssucht spielt da, bezeichnenderweise für den Dichter, keine Rolle. Er sucht die inneren Probleme.

Nichts Einzigeres als die Heimatfarben in diesen alten kriegerischen Geschichten! Sie begrünen und vergolden sich da förmlich noch einmal. Die braunen Heimstätten, die kleinen Blumengärten stehen so wehmütig besonnt! Und alles geht uns dort so nahe an! Ein traumhaftes Grinnern in uns weiß noch vom Windesbrausen der Nächte, erkennt die Stuben, in denen geängstigte Menschen nach dem Klang ferner Sturmglöckchen aushorchten und ob dem brennenden Abendschein über'm Walde erbebten („Das bedeutet Schweizerblut“)! Haben wir selber den schweren Zug der Kriegswölker gejehet und das Blinken der Geschüze samt seinem Wiederkehren im grünen und silbernen Flußwasser unter unsren alten Brücken? Dieindrücke jener farbigen Schrecknisse mögen freilich für zwei, ja drei Generationen ausgereicht haben. Die Darstellungen Freys decken sich mit Bildern, die uns eingeboren sind. Und nicht zuletzt um ihrer Einfachheit willen!

Wir haben vielleicht heute noch keine bessere vaterländische Erzählung als den „Statthalter“. Sie ist meisterhaft geschrieben und haut sich vielgestaltig, reich und stcher auf. Und wieder steht sie vor dem Stauchenden windgeregten Bergwälder und dem Silberstrahl der schönsten Nächte (belebt aber auch städtische Märkte und Plätze). Durchweg trägt sie, gespeist von der tra-

gischen Schönheit der handelnden Gestalten und von der Unruhe der Zeit, einen Zug von leidenschaftlicher Inbrunst. Doch heben sich gerade hier einige behaglich gezeichnete Vertreter der untern Volkschichten wirkam ab. Es ist gar nicht der geringste Reiz dieser Dorfgeschichten, wie der Kampf gegen Junfer und Jesuiten sich in den spekulativen Köpfen alter Bauerntuechte spiegelt und von einfältigen alten Weiblein bestimmt wird.

Auch ein glücklicherer Lebensgang hätte Frey kaum den eigentlichen Humoristen beigezellt. Aber die liebenswürdige Heiterkeit und Laune, die mit seiner Bildung immer verbunden ist, schwebt doch über manchen seiner Darstellungen. In dieser Beziehung ist „Die Freisäumer-Deputierten und General Massena“ ein kleines Kabinettstück. Umlaufkürlich sieht man sich da auch nach dem Stifte Richters um, der die hebelischen Gevatterleute illustrierte, wenn diese, mit einer Mission betraut, über Land schritten.

Den historischen Dorfgeschichten Freys stehen gegenüber die auf städtischem Boden spielernden geschichtlichen Erzählungen des Dichters. Ebenso hat er eine Reihe seiner Novellen, nicht historischer Natur, auf dieses Gebiet verlegt. Wir werden nun die persönlichsten, also schönsten Neuerungen seines Wesens nicht in diesem Teile seines Lebenswerkes suchen — des Dichters tiefstes Selbst war ja an die ihm angestammte Scholle leidvoll gekettet und gebunden — ebensoviel aber könnten wir uns diesen Teil daraus hinwegdenken. Nicht nur den Geschichtsfreund, den geborenen Kulturmensch Frey (vom Künstler nicht zu reden) mußte es ja auf Städteboden drängen, und die Kennerchaft war ihm dort von vornherein gesichert.

Wir gelangen denn auch z. B. in den bürgerlichen Novellen Freys in den Bannkreis feinter Sitte. Freundschaft und Bildung, den Fahnenflug der vaterländischen Feste, das Feuer der Begeisterung, das dieser in Alten und Jungen entfacht, den Spaziergang vor dem Tore, den beschaulich feinen Gedankenaustausch — alles gönnt und bereitet er dort seinen Helden, sodß, beglänzt von des Dichters hohen Idealen, das bürgerliche Leben unserer Väter und Großväter sehnsuchterweckend an uns vorüberzieht.

Mit welcher Sicherheit Frey die historische Stimmung und Farbe der alten eidgenössischen Stadt bestimmt hat, weiß jeder, der die wundervolle, früher schon von Henze so hochgeschätzte Novelle „Ein erfülltes Versprechen“ kennt. Oder man vergewißt sich die Atmosphäre in seinen feudalen Schlössern und wie ihre äußern Konturen aus stillen Wasserflächen steigen („Das Schwerterbe“)!

Wir verdanken Frey auch einen der wenigen historischen Romane, die unsere Literatur aufweist. Die Waise von Holligen ist das beste derartige Werk, das wir neben Meyers Zehnach bestehen. Der Roman führt uns wieder in das Jahr 1798, die Epoche, die dem Dichter literarisch gehört und ihm in unserer Vorstellung längst gemilderte Farben verleiht. Er besitzt also namentlich auch ethische Vorzüge. Ein wohltuendes, fast lichtes Buch schildert uns da die dunkelste Zeit. Es ist doch äußerst bezeichnend für Frey, daß die Sternennächte in seiner Dichtung so selten fehlen.

Der Nachdruck liegt in der Waise von Holligen durchaus auf dem Guten. Heldenstamn und schlichte Treue erfahren darin eine Darstellung, die um so mehr erfreut, als wir diese Tugenden auf den Ruf der vaterländischen Not in voller Selbstverständlichkeit sich einstellen und in Kraft treten sehen. Daß die Pfade seiner Hauptpersonen sich glücklich wenden, wird durch sie von völlig unabhängige liebenswürdige Eigenschaften des Buches fast außer Betracht gestellt. Gerecht und unverzagt, von schöner Warmherzigkeit, mit der die stolzlich unberechnete Fülle Hand in Hand geht, gewinnt es unsere Sympathien.

Frey legt an Menschen und Zustände des Jahres 1798 den Maßstab vornehmer Billigkeit, d. h. er verknüpft sie mit psychologisch feinen Fäden.

So klagt die Jugendshuld des jungen Diezbach fast ebenso sehr die sittlichen Gepflogenheiten seines Standes als den

Junfer selbst an (überdies muß er sie unverweilt mit seinem blühenden Dasein führen). So stirbt ein Oberst Stettler, der den Folgen seines Volkshasses nicht um Zollersbreite ausweicht, unserer Achtung würdig, und sein Bild gewährt uns, wie der Anblick jeder Ganzheit, Befriedigung. Ehrlich bangen wir um den starfsinnigen Herrn von Holligen, wo wir ihn im Grauholz vom Feinde umringt sehen.

Freys historisches und künstlerisches Gefühl kann an dem Unerleglichen, das eine Jahrhunderte alte Kultur den damaligen Adelsgeschlechtern hinterlassen hatte, nicht vorübersehen. Und er läßt es auch vom Volke, fast gegen seinen Willen, vielmehr dessen treuer und wohldenkender Art gemäß, als schön und ehrfurchtgebietend empfunden werden.

Es ist selbst ein Adelszeugnis für das treffliche Volksbuch, daß es für seine patrizischen Helden unsere (nicht einmal lediglich ästhetische) Schätzung erlangt. Nicht weniger sicher lenkt es darum unsere Zustimmung und Liebe. Das Herz erzittert uns angesichts der Befreiungstat der Kanoniere oder wo wir im Morgenrot den Landsturm aus den Bergen anrücken sehen! Seltener ist die Schönheit des schweizerischen Volksgemütes mit überströmender Herzlichkeit geschildert worden als in der Waise von Holligen. Blühende Lagerzonen, stille Wachten vor Friedhöfen und verlassenen Heimstätten zeugen von ihr.

Bezeichnend für den Dichter ist auch wieder, daß er seinen Helden, den er als das verkörperte Ideal der hoffenden Zeit in die Mitte zwischen Adel und Volk stellt, zugleich Künstler sein läßt. Das deutet auf den Anteil hin, den er, gleich Keller, dem Dienste des Schönen an der Befreiung und Beglückung des Menschengeschlechts beimitzt.

Was die Form des Romans betrifft, so entspricht sie in ihrer edlen Reinheit seinem Geiste.

Die Schilderungen beweisen große Gestaltungskraft. Die Bilder zeigen Fülle und mannißach beleuchtete Bewegung und die nicht glühenden, aber so lautern und ursprünglichen Farben, die wir gerne mit den vaterländischen Dingen in Verbindung setzen. (Letzteres wohl auch, weil wir sie schon mit Augen gesehen hatten.)

Malerisch türmt sich das alte Bern in sturmbevoigte Lüfte. Wie schön sind die Nachtzenen auf dem Münsterplatz und im Rathaus oder im lagererhellten Grauholz! Wie anschaulich die Gefechte über Fluss und Bachfeld hinweg mit den flüchtigen Rebeln und dem rollenden Echo dahinjagen! Unvergleichlich bleibt uns das Schweigen vor der Schlacht, das am mondheilen Hügel bei Fraubrunnen die Geschützreihen bewacht. Wie dann auf dieses die Katastrophe folgt, was sie an düsterm Glanze, an todesverachtender Tüchtigkeit und frommer Treue auslöst, zeigt uns Frey als Geschichtsfreund wie als Künstler.

Das Naturgefühl des Dichters wirkt in der Waise von Holligen besonders stark und gibt den Bildern die schöne Vollständigkeit und Stimmungsgewalt.

Das Land, bis hinauf zur gefurchten Stirn des Weizenstein stets völlig sichtbar, wohnt dem Kampfe bei, der es verteidigt und entweicht. Es läßt den Ruf und Laut der ferne stürzenden Bäche, der Turmuhr und der sich erregenden Wälder nicht verstummen. Mondschel, Hahnenschrei und Frührot übernehmen die Rollen, die ihnen die Leidensgeschichte der Völker immer zugestanden hat. Scheinen sie hier bleicher und leiser, so spricht ja auch die Not leidenschaftloser, gelassener. Die Waise von Holligen ist das schweizerischste Buch, das wir besitzen. Die wundervolle Stimmung, in der es gipfelt, ist das Ergebnis unserer besten Kraft, die Fähigkeit dazu das Erbe aus der alten treuen Heldenzeit:

„Ich will geh'n in Angst und Not,
Ich will geh'n bis in den Tod,
Ich will geh'n in's Grab hinein
Und doch allzeit fröhlich sein!“

(Gesang des Landsturms).

Jene Kraft hat auch durch Jakob Frey siegreich gewirkt, wie er sie wiederum zum Gegenstand seiner Kunst gemacht hat.

Anna Fierz, Rapperswil.

Nach langen leeren Wochen.

Wenn ich nach langen leeren Wochen,
Um die kein Falterflug gespielt,
Wo all mein Frohnmut wie gebrochen
Zurück den freien Atem hielt —

Wenn ich nun Küsse ungemesen,
Lieb, schütte dir auf Mund und Haar:
Bist du mir mehr als das Vergessen,
Wie weit ich weltverloren war —

Dann bist du mir auf meine Frage,
Ob Gott auch mich im Dunkel sah,
Die Antwort wundersüßer Tage,
Die alle rosig flüstern: „Ja!“

A. K. T. Tiolo.

